

Die Klavierpielerin.

Stizze aus dem Wiener Leben von W. Wund...

Sie legt rasch Mantel und Hut ab, die kleine Klavierpielerin, und eilt eifrig an's Instrument. Es ist noch zu früh, sie ordnet hastig ihre Noten und schaut umher. Der Glanz der beiden Ballfäde — so erscheinen ihr die zum Tanz hergerichteten Zimmer — blendet ihr das Auge, sie steht schüchtern, bewundernd und überastcht da. Wie hat sie sich gestreut, herzukommen! Mit welchem Stolz hat sie ihr schwarzseidenes Kleid angelegt, ihr einziges hübsches aus alter, glücklicher Zeit! Die Frau des reichen Großhändlers hat von ihren armseligen Verhältnissen gehört, hat versprochen, sich ihr anzunehmen, und hat sie selbst für diesen Abend als Klavierpielerin in ihr Haus citirt. Die Dame will sie sogar in anderen Familien empfehlen, wenn sie die Tangenden heute zufriedenstelle. O, sie wird es! Sie reißt eifrig die vor Kälte erstarrten Finger und denkt an ihre Mutter, die auf das Gesicht, das sich trotz Armuth und Elend rosig und thaufrisch vom dunklen Kleide abhebt. In ihr steigt etwas wie Angst auf. Von dem Unbild gelendet, fängt sie die Augen und macht sich mit den Noten zu schaffen, bis das Signal zum Beginn ertönt. Dann spielt sie, erst schüchtern und leise, bis sie auf die Rufe: „Lauter und rascher, bitte!“ ein wahrer Feuerfänger wird; sie wirft nur von Zeit zu Zeit einen berauschenden Blick in die Menge und die lüthnen Walzer und Polkas gleiten ihr fest und taktvoll von den Fingern. Während der Pause streift sie sich das Haar aus der erhitzen Stirne und sieht ein wenig sicherer umher. Nach ein paar Tänzgen ist die arme Kleine selbst schon in Stimmung gekommen, ihre Augen glänzen, wie sie die hellen Gestalten in diesem eigentlich selbstharmnennenden Betrachtet, und wie Sehnsucht kommt es über sie. Sie hat nie gelangt — nicht einmal zu Lebzeiten ihres Vaters, des armen Postbediensteten, als der Sternberger Ebi noch oft überher kam und sie mit seiner schmeichelnden Stimme bat, Abends zum Tanz zu kommen, was sie ihm ihrer armseligen Verhältnisse und der tränklichen Mutter halber verneinen gemußt. Und im strahlenden Glanze der Lichter, der ihr die Augen stimmen macht, im lauten Geschwirr der Konversation, im schwülen Dunst, der sich in einem Raume erhebt, in dem man sich heiß gelangt hat, taucht die Erinnerung vor ihrem Geist auf. Die Kleine hat auch ihren Glückstraum gehabt, kurz und armselig zwar und in seiner Art harmlos und ohne Ende. Sie sieht den Sternberger Ebi, so hübsch in seiner flotten Sammtjacke, und sieht ihr einstmalsiges Wohnzimmer mit den grünen Möbeln, die sie verkauft haben, ihren „Salon“ — aus dem man ihren Vater fortgetragen. — Sie spielte weiter, doch das heitere, befriedigte Gefühl, das sie beim Kommen gehabt, sinkt. Das Geräusch der scharrenden Füße bringt zu ihr. Eine Quadrille.

„Valances!“ und „Hier die Paare!“ schallt es zu ihren Ohren. Wie im Taume sieht sie die verschlungenen Figuren des Finales, die kleinen Scherze, die der mit Cotillonorden geschmückte Arrangeur triumphierend veranstaltet. — Da stockt ihr plötzlich der Puls. Es ist, Gott sei Dank! gerade eine Pause, und sie blickt fassend in das hübsche Gesicht des Ebi Sternberger. Ihr Herz droht, still zu stehen, und eine heiße Röthe steigt ihr in's Gesicht. Alles ist vergessen. Sie denkt nimmer daran, daß sie ihn nicht mehr sehen gewohnt, weil er nicht schon an ihr gehandelt, weil er nicht mehr zu ihnen gekommen, wie Alles krank war und sie elend, nicht einmal einen kurzen Heilnahnbesuch gemacht hat nach dem Tode des Vaters. — Sie schaut ihn strahlend an aus den sehnsüchtigen, glänzenden Augen und traut sich nicht, zu sagen: „Ebi, grüß Ihnen Gott! Wie kommen denn Sie her? Kennen S' denn Ihre alten Bekannten net mehr?“ Sie flüßt, daß er sie erkennt, doch er sieht weg, und dieses unwillige, genirte Sichbewegen von ihr, die ihm doch nicht zu schlecht war in früheren Tagen, oiebt ihr einen Stich in's Herz. Doch sie denkt: „Er hat mich vielleicht doch net für die gehalten, die ich bin, und meint auch: wie kam' denn die da her?“ Dann spielt sie halb getrübt weiter. Sie sieht ihn einige Zeit nicht und schaut sich vom Klavier die Augen aus nach ihm. Ihr wird heiß, schwül, und der Kopf brennt. Und eine Sehnsucht hat sie und weiß selbst kaum wonach. Ihr ist so ungemüthlich. Ihre Nerven vibrieren, und in ihrer Kehle ist's trocken. Und wie sie ihn auf einmal wieder erblickt, lächelnd, daß seine weißen Zähne unter dem Säunrbart herausblühen und seine Blicke die ihren treffen — denn er geht mit seiner reizenden, blonden Dame ganz nahe an ihr vorüber — nicht sie ihm zu — ihre alte, vertrauliche Bewegung: „Herr, von Sternberger! Herr Ebi! Guten Abend!“ Er wird ganz roth und murmelt: „Guten Abend, Fräulein!“ und geht rasch vorüber, als ob er sich nicht genau befinden könnte, mit dem er's eigentlich zu thun hat. Und ihr treten thörichte Thränen in die Augen. Das ist es. Sie hat ganz recht geahnt, und weiß nun, daß er sich ihrer schämt, daß ihm die kleine, arme Klavierpielerin zu schlecht geworden ist. Sie flüßt, er gehört nicht mehr in ihren Kreis, sie sieht an seinem weichen Lächeln, mit dem er seine Tänzerin ansieht, daß er nur gewohnt ist, mit anderen Damen zu verkehren, als mit der Mizzi Winter vom Studener-Hof. So sieht sie da und spielt, während die Röthe in ihrem Gesicht einer müden Blässe gewichen ist, und schluckt ihre kindischen Thränen hinunter. — Längst hat sie gedacht, ihn aufzugeben zu haben, als er so lange nichts von sich hören ließ, aber doch thut's ihr jetzt bitter weh. Und immer weiter muß sie spielen, und immer heißer wird ihr und sehnsüchtiger. Da, endlich die Pause. Die Paare ordnen sich und gehen zum Souper in den Speisesaal. Sie bleibt allein sitzen. Der Bediente bringt ihr zu essen: Schinken und Bier und später Torten, Wein und Gefrorenes. Da zieht ein Lächeln über ihr müdes Kindergesicht. Na, und wenn ihr noch so öde zumuthe ist, ihr Gefrorenes will sie mit demselben Veranoilen auslöfeln, wie damals, als sie mit der Firmbathin zum Zudeckbäcker oceanen ist. Sie ist faum zu Ende mit ihrer Schaalte Eis, als sie den Ebi Sternberger kommen sieht. Ihr ist, als müßte sie fliehen. Doch nein, kommt es über sie, sie wird doch nicht so feig sein! Und sie bemüht sich, ihrer Stimme einen kalten Klang zu geben, sich nicht rühren zu lassen, dem Allem zum Trotz aber blicken ihre Augen in einem glüdesdurftigen, vorwurfsvollen Blick zu ihm auf. „Da ist ja die Mizzerl!“ ruft er aus und möchte harmlos thun und heiter, unbefangenen reden, aber es gelangt ihm nicht. „Sie hier zu treffen, hätt' ich net gedacht. Na, wie geht's Ihnen denn, und was macht die Frau Mutter?“ „Wenn Sie's hätt' interessiert, zu hören, wie es uns geht, hätten S' ja zu uns kommen können,“ giebt sie halb eckant zur Antwort. Sie will ihm böse sein, ihr ist auch erbärmlich bitter zu Muthe, doch steigt das alte Glückgefühl in ihr auf, als sie seine Augen so zärtlich auf sich gerichtet sieht. „Sind S' net böse, Mizzerl,“ sagt er lächelnd und sieht sie treuherzig an. „Schaun S', ich bin extra vom Souper weggegangen, um mit Ihnen zu sprechen!“ „Na, und vor die andern Leut, da schau'n S' mich net an, net wahr?“ entgegnete sie. „Da bin ich Ihnen net gut genug, da geniren S' Ihnen und wollen net thun, als ob S' mit mir bekannt wär'n! So ist es ja,“ fährt sie bitter fort, „die alte Zeit ist gar — der Vater ist todt, und Sie haben gar net nach ihm gefragt, wie er trant war, und wie er begraben war, sind S' net ein einzigesmal zu uns gekommen, als hätten S' uns nie in früherer Zeit Ihre Freundschaft versprochen.“ „Armes Häscherl!“ kommt es von seinen Lippen. „Ja, die alten Zeiten sind um, es ist zwar net lang her, aber glauben S' mir, auch ich bin jetzt nimmer so glücklich wie damals!“ „Ach Sie!“ sagt sie seufzend, „geh'n S'. Sie können leicht reden. Ihnen geht's ganz gut, und unterhalten skun S' Ihnen auch prächtig, wie ich seh. Aber ich! Wir müssen alle Zwei künftighen schauen, wie wir uns weiterbringen, mein Mutter! und ich!“ „So bringt Ihnen Ihr Klavierspiel was ein?“ fragte er. „Ach, ich bitt' Sie! So viel, daß ich unterrichten könnt', kann ich doch net! Freilich, eine Stund' geh' ich,“ fügte sie stolz hinzu, „und zwar der Tochter von unferem Hausherrn, dem reichen Tapezierermeister! Und mein Mutter! ist so alt geworden!“ „So haat sie ihm vor, und das ist ihr eine Wohlthat. Aber Alles, was die müthige, kleine Seele stark und heiter getragen hat, sent sich ihr jetzt, da es wieder grau an ihrem Geiste vorbeizieht, bedrückend auf's Herz. „Armes Kind!“ ruft er wieder mitleidlich aus. Sie thut ihm so leid. Er hätte sie glücklich machen können und hat nichts Gutes für sie gethan, deshalb hat's ihn nicht unten beim

Souper gefittet, ehe er nicht bei ihr gewesen und ihr Theilnahme gezeigt. Aber er will sich nicht rühren lassen. „Geh'n S' Mizzerl, sind S' einmal feich und lassen S' gut sein! Kommen S' heut mit mir. Ich begleit' Sie nach Haus, und wir wollen uns noch ein Bissel unterhalten. Wollen S' net, Mizzerl?“ Sie schüttelt beinahe angstvoll den Kopf. „D nein, ich geh' nimmer mit Ihnen, Herr v. Sternberger, und heut' schon gar net. — Sie kommen mit heut' so unbescheiden vor,“ fährt sie sehr bitter fort und lacht — ein kurzes Lachen, das ihm weh thun könnte, wenn er darnach geschimmt wär. „Sie haben heut' Unterhaltung seit acht Uhr Abend — und, wer weiß? Vielleicht haben S' net genug an dem und wollen sich später auch noch vergnügen. Nein, Herr Ebi, geh'n S' nur allein nach Haus. Ich geh' net mit Ihnen.“ Da hören sie Schritte kommen. Er sieht sich hastig um und ruft ihr noch zu: „Geh'n S' find S' net fad, Mizzerl. Ich werde Sie schon noch abfangen, wenn der Tanz zu Ende ist. Und bis dahin leben S' wohl!“ Er eilt weg. Wie betäubt sieht sie da und hätte Lust, aufzuspringen, die Hausfrau zu bitten: „Lassen S' mich nach Haus um Himmelswillen!“ Doch sie befinnt sich. Das geht nicht. Sie gehört sich ja für heute nicht selbst an, sondern hat ihre Zeit vergeben und wäre, abgesehen von dem Geldverlust, ein Wortbrüchige. Das kann und will sie nicht sein. — Und das Fest geht strahlend weiter. Die schönen, geschmückten Mädchengestalten gleiten an ihrem Auge vorüber, lächelnd, glücklich anscheinend, daß etwas wie Reiz im Herzen der kleinen Klavierpielerin auftaucht. Die jubelnden Wellen des Tanzes klingen ihr arell in's Ohr, es schwimmt vor ihrem Auge. Der Ebi sieht sie nicht mehr an, doch fühlt sie es faum mehr. Sie spielt wie eine Maschine und kommt sich selbst so vor, nur das Herz woch zitternd und ängstlich wie die Flügelgeschläge eines verunndeten Vogels. Sie hat auch keine Zeitberechnung mehr und spielt mit wahrer Todesverachtung weiter, während die Tangenden immer lauter und lustiger werden. Endlich ist der Tanzsaal leer geworden, die Paare geben nochmals zu Tisch, um sich vor dem Fortgehen abzukühlen. „Das wird wohl das Ende sein!“ denkt sie mit tiefem Aufathmen und schaut umher. Freyen von zerfesselten Tüllroben, zerbrochene Fücher und verwelkte Blumen liegen umher. Kurz vorher ein glänzender, bezaubernder Anblick, jetzt öde, verlassen, macht ihr der leere, schwüle Raum einen trüben Eindruck. Sie kommt sich selbst nicht anders vor als eines dieser verwelkten, zerdrückten Dinger am Boden. Sie hat Sehnsucht, nach Hause zu gehen, doch muß sie die Hausfrau erwarten, die sie verabschieden wird. So steht sie längere Zeit in ihrer Ede beim Klavier. Sie hat Kopfschmerzen, und ein großes Verlangen nach Schlaf macht ihr die Glieder müde. Ein plötzlicher Schreck durchzuckt sie, als sie, wie vorhin beim Souper, den Ebi Sternberger kommen sieht. Er ist sehr lustig und lacht vor sich hin, obwohl er ganz allein ist; er sieht gar nicht nach ihr hin und wendet sich gegen eine Ede, in der das Entree einer der jungen Damen, wie sie das zierliche, pelzbefehrte Dina nennen, liegt. Er hebt es auf und die Mizzi hört, wie er halblaut: „Ein scharmantes Dina, die Elfschiel!“ vor sich hin sagt. — D bemerkt er sie plötzlich und sie blickt erschrocken in sein geröthetes Gesicht, in seine lachenden Augen. „Die Mizzerl ist auch noch da!“ sagt er lachend und schreitet auf sie zu. „Na, was ist denn mit Ihnen? Warum sind S' net lustig, Kleine? Schau S', heut ist ein Tag, an dem alle Leut lustig sein sollen. Wollen S' nachher mit mir oder net?“ „Nein, Herr v. Sternberger, hab' ich Ihnen schon gesagt: Meine Mutter wartet auf mich,“ entgegnete sie und weicht in ihre Ede zurück. „Ach, sind S' doch fesch!“ fährt er fort und sieht sie lächelnd an — wenn er auch schon ein Bissel zu heiter ist, schaut er noch immer sehr hübsch aus. „Sie, Mizzerl, ich führ' Sie in eine schöne Restauration, wo S' noch net waren. Und nobel ist es dort, sag' ich Ihnen! Geh'n S' Kleine, spiel'n S' net so die Spröde, das ist net schön von Ihnen.“ Sie schweigt. „Sie erbarmen mich,“ beginnt er wieder, „so hübsch und jung, wie Sie sind, und haben aber auch gar nir vom Leben. Eine kranke Mutter, das ist Ihre einzige Unterhaltung. Das darf net sein.“ Er fährt mit der Hand in die Tasche und holt sein Portefeuille heraus. Sie sieht ihn verwundert an und hat keine Ahnung, daß er ihr Geld bieten will. Er aber holt gutmüthigen Blickes einen

Fünfer aus der Brieftasche und legt ihn auf's Klavier. „Da, nehmen S' Mizzerl, und machen S' Ihnen morgen mit der Mutter einen guten Tag, — und net wahr, Sie warten auf mich. Ich trint noch meinen Champagner aus, und dann gehen wir mittammen.“ Er nickt ihr zu und eilt so rasch um die Ede, daß er die zornigen Thränen nicht mehr sieht, die ihr aus den Augen fließen, daß er ihre Stimme nicht mehr hört, die ihm, vor Erregung zitternd, zuruft: „Nehmen Sie's zurüd! Ich mag Jener Geld net!“ Sie wirft ihm den Schein nach. Bezahlen möcht' er mich,“ denkt sie, „was wär' ich ihm gut genug!“ Entsetzlich bitter ist ihr zumuthe. Sie denkt nichts Anderes, als: „Fort, fort!“ Zum Glück kommt nun die Hausfrau, entschloht sie und sagt: „Ach dante, Fräulein Winter. Meine Gäste waren zufrieden, ich werde Sie meinen Bekannten empfehlen.“ Sie verabschiedet sich und nimmt in rasender Hast ihren Mantel an, steet den Hut an, dann eilte sie hinunter. Bei der Thüre sieht sie sich um. — Nein, Gott sei Dank, es hat sie Niemand gesehen. Die Nacht ist kalt, und Schnee liegt auf der Straße. Die Fiaker vor dem Hausthore fragen sie: „S' ta Wager g'fällig?“ Und sie geht weiter, das heißt, sie läuft, so rasch sie ihre Füße tragen. Von Zeit zu Zeit sieht sie sich um und beruhigt sich allmählich, denn es ist Niemand hinter ihr. Doch läuft sie immer noch, denn sie weiß, daß er den Weg zu ihre Wohnung kennt — und endlich hält sie ahnungslos an ihrem Ziele an. Hier ruht sie sich aus und schöpft tief Athem. Sie kommt sich vor wie ein schulploses, gehektes Wild. Ja — schulplos sind sie und ihragleichen! — Sie sperrt die Hausthür auf und eilt hinauf. Das dunkle Stiegegehäuse ist ihr noch nie so hoch vorgekommen wie heute. Wie sie die Wohnung betritt, flüßt sie sich im Hofen. Die Mutter wartet und sieht aufrecht im Weit. Und an diesem treuesten aller Herzen, dem einzigen, das auf der Welt für sie schläft, weint sie sich ihren Jammer von der bedrückten, enttäuschten Seele aus.

Keinen ähnlichen Affekt erwidern zu können, vielleicht war trant er erhabenen Reflexion sein Gefühl der Liebe ihm theurer als ihr Gegenstand. Wenn er an den langen Winterabenden allein in seinem Zimmer saß, sah er das liebliche Antlitz der Jungfrau erscheinen; dann sprach er zu dem geliebten Gebilde, welches er als das feine von der Leere seiner Umgebung forderte. Aber das Licht des Morgens vertrieb die Schatten, der Träumer ward wiederum Mann, und wenn Renato Cherubina wieder sah, die wirkliche Cherubina, konnte er ohne Schmerz den Blick von ihr abwenden, konnte sie sehen, ohne ein Wort an sie zu richten. Die ganze Nacht hatte er sie angebetet, hatte er ihr den Weibrauch der Liebe gebrannt. Wozu wäre die Wirklichkeit noch gut gewesen? Geben konnte sie seinen Träumen nichts mehr, vielleicht aber sie zerlören. Die lichte Erscheinung seiner Nächte war ein strahlendes Bild ohne Flecken und ohne Schwächen, während vielleicht das wirkliche Geschöpf ein einfaches und beschränktes junges Mädchen war. Das gute junge Mädchen, das da nichts von Träumen und Erscheinungen wußte, welches sich, einem unerfahrenen Lemme gleich, auf die Bälle führen ließ und zurückgelehrt, mechanisch die Blumen aus den blonden Haaren nahm, um ihre kindlichen Gebete zu murmeln, das gute Kind war Renato hold gewonnen. Da sie jedoch nicht gewiß war, ob die Liebe eine schwere Sünde sei oder nicht, behielt sie ihr Geheimniß recht versteckt in ihrem kleinen Herzen, sie versteckte sich im unbestimmten Muthwillen einer ersten Schuld, sie schlug ihre großen Augen zu Boden und erröthete mehr als jemals. Sie beneidete die fröhliche Offenheit der Schwärmerin und hätte ihm ein einziges süßes Wort sagen mögen, aber sie schämte sich so sehr, so sehr! Es war in ihr ein unbestimmtes Gefühl der Scham, als wenn die Liebe ihr das Geheimniß des Lebens enthüllt hätte. Sie hatte das Mütterchen nicht mehr, jenes theuere Mütterchen, in dessen Ohr sie alle ihre unbefangenen Kinderwünsche geflüstert hatte; das Mütterchen war von ihr gegangen, und Cherubina verrieth niemand das geringste. Sie gitterte sogar bei dem bloßen Gedanken, daß er etwas von ihrem Gefühlen verstehen möchte, und sie setzte sich in einen feinen Winkel, wo sie vor Gefahren geborgen war. Und die Zeit verging! Eines Abends, auf einem Walle, war Cherubina damit beschäftigt, die Staubfäden ihrer Blumen aufzurichten, welche inmitten des Glanzes und der künstlichen Wohlgerüche verwelkten, als sie Renato's Stimme an ihrer Schulter vernahm. „Weißt Du schon?“ sagte er zu einem Freunde, „ich reise ab!“ „Rehrst Du bald zurüd?“ „Kann sein, aber ich glaube es faum.“ Das junge Mädchen biß sich in die Lippe und verflang ihr Tränen, sie hatte den Muth, sich nicht umzuwenden und ihr Spiel mit ihren Blumen fortzusetzen, ja sie empfand eine bittere Freude über ihren Schmerz. Gewiß, die Liebe war eine Sünde, und sie mußte die Buße für dieselben auf sich nehmen. Renato reiste ab mit seiner Liebe im Herzen. Sie sagten einander nicht einmal Lebewohl. Sie betete für ihn; er nahm das liebliche Gebilde seiner Träume mit sich. Zweimal sahen sie sich wieder, zweimal schieden sie, und die Jahre schwanden. Die Jugend beider verging, die schönen Stunden, die Stunden der fröhlichen, heißen Hoffnungen entflohen und gehörten der Vergangenheit an; sie machten nach einander frohe und trübe Jahre durch, wie jeder andere Mensch, sie lebten, und ihre Jugend erstarrte. Schon verlor ihr Antlitz die Frische, schon ward der Lauf ihrer Gedanken weniger stürmisch, schon eilte ihr Leben langsamer und langsamer dahin. Aber wenn sie sich widersehen, fanden sie sich nicht verändert, weil sie im Herzen eine ewige Jugend bewahrten und wie in den ersten Zeiten ihrer Liebe schweigend einander gegenüberstanden. Sie hatten einander Treue gehalten, ohne sie sich geschworen zu haben, sie waren einer Idee treu geblieben. Cherubina, erst als halbes Kind, dann als reife Jungfrau, hatte nur jenes eine Gefühl gekannt und oenährt, und das selbe Gefühl verlieh ihren Augen einen sanften und geheimnißvollen Glanz, machte ihre Blässe so durchsichtig, daß ihre Seele hätte durchscheinen müssen, wenn es möglich gewesen wär. Sie trug einen Schatz von Vereinerung, von Hoffnung, von Bestrebungen in sich, sie füllte ihr Herz sich dehnen unter dem reichen Ueberfluß an Liebe, und doch empfand sie ein besonderes Veranoilen, zu schweigen, wie immer, still in ihrem entfernten Winkel zu verweilen, anscheinend ruhig, aber im Genuße eines sehr bewegten Lebens. Renato, vertieft in die heftigen Kämpfe der Wissenschaft, verzicht von dem

Durst nach Ehrgeiz und Macht, trug in dem unbekanntesten Theile seines eigenen Selbst ein frisches und lächelndes Bild mit sich umher, ein Bild, vor dessen Intarnation er stets zurückgeschreckt war. — Es kam ein Tag, ein Augenblick, in welchem sie einander allein, frei, ohne Pflichten gegenüberstanden. Sie hatten den Frieden auf dem Gesichte, aber nicht im Geiste, und die Liebe stürzte sich auf ihre Lippen wie auf ein lange ersehntes Ziel. Aber auch an jenem Tage, in jenem Augenblick blieben sie kalt, stumm, gleichgültig. Sie fanden keine Worte, keine Blicke, ihnen half kein mitleidiger Sonnenstrahl, kein Blumenduft — die Natur wollte vielleicht nicht. Sie verliehen einander und lehrten zu ihren Träumen zurück, indem sie jenen Augenblick bereuten, in welchem sie in Gefahr gewesen waren, ihren Schatz durch Offenbarung desselben zu verlieren. Die Jahre vergingen; sie starben. Diese beiden nennt die nürriiche Welt nürriich und lächelt ob ihrer Thorheit; jebermann mit fogenanntem gesundem Menschenverstand nennt sie dumm und zucht die Achseln ob ihrer Liebe. Sie sind der Gegenstand des Mitleids. Und doch weiß ich, daß sie glücklich waren in ihrem Schicksal, glücklicher als viele anderen, welche in der Trunkenheit einer geoffenbarten Liebe schwärmten, und daß einer ihrer Träume mehr werth war als tausend glühende Wirklichkeiten. Ich weiß, daß sie nicht im Kampfe mit dem Alltäglichen des Lebens untergingen, und daß, voller Hochachtung für ihr Gefühl, sie daselbe nicht in einen engen und kleinlichen Kreis bannten, in welchem sie es an Sattheit hätten sterben sehen. Weit der Dichter gesaot hat, daß es weite, unbegrenzte, unendliche Begriffe gibt, welche sich keiner menschlichen Form unterwerfen können. Vielleicht ist einer derselben die Liebe, welche um so größer ist, je unwelehter sie ist; und vielleicht besteht das Geheimniß vom Sterben der Liebe in der beständigen Verlehnung derselben, welche die Menschen verschulden. Eine statische Familie. Jahresbericht. Der Vater: „Ich habe im verfloffenen Jahre 1325 Schoppen Bier getrunken und 2780 Zigarren geraucht. In der Stammkneipe bin ich 360 mal gewesen; 120 mal bin ich nach 12 Uhr nach Hause gekommen. Von meinen Kleidungsstücken sind mir insgesammt 223 Knöpfe abgeprungen; davon sind, obgleich 3 Frauenzimmer im Hause, nur 74 wieder angenäht worden.“ Die Mutter: „Ich habe 360 Garbinenpredigten gehalten, habe 55 mal bittere Thränen vergossen, bin 16 mal in Lahnmacht gefallen und habe mir 10 Roben und 12 Hüte machen lassen können. Die Garbinen im Zimmer meines Mannes mußte ich 8 mal waschen lassen. 92 mal habe ich den Hausschlüssel verstanden können. Ich habe 9 Kaffeetränngen veranstaltet und war an 125 solchen außer dem Hause theilhaft.“ Der älteste Tochter (17 Jahre): „Ich habe 32 Liebesbriefe (von verschiedenen Autoren) empfangen, habe die Mutter 51 mal in der Küche vertreten und im Ganzen 49 Suppen verbrannt oder versalzen. 413 Tänze habe ich getanzt, davon 247 mit 3 h m 81 Romane habe ich gelesen — in 64 kriegen sie sich.“ Der älteste Sohn (16 Jahre): „Mein Vater irrt sich. Von den 2780 Zigarren, die er geraucht zu haben glaubt, kommen 935 auf mein Konto. 88 mal habe ich vor Eobirens Fenster Abends gestanden, 87 mal ohne Resultat; 1 mal hat sie mir Apfelsinenshalben auf den Kopf geworfen. 256 Gebichte habe ich gemacht und dieselben in 76 Fällen vorgelesen; 52 mal hat man mich hinausgeworfen.“ Der jüngste Sohn (10 Jahre): „Mein Vater hat 3 Rohrstöde, meine Mutter 2 Birtenrutten an mir im verfloffenen Jahre verbraucht. Ich bin 113 mal „unartig“, gewesen, habe 134 mal Verzehnung gelobt und 16 mal mich thatsächlich gebessert. Ich habe 224 Mailäfer an meine Kameraden verkauft und dafür 312 Brieftaschen und 2 Pfennige baar eingekommen.“ Das Dienstmädchen: „Ich habe 135 Stüd Vorseifen und Glas-Sachen zerbrochen, 72 mal den Besuch meines Kart in der Küche empfangen und ihm 45 Pfund Wurf gespendet. Meine Gnädige hat mich 299 mal ausgescholten und mir 25 Ohrfeigen angeboten, wovon ich 3 acceptierte.“ Gewissenhaft. Dichter: „Sie wollen also mein Zeulstern nicht abbrudn?“ Redakteur: „Redaure sehr — in diesem Falle halte ich Discretion für Ehrensache!“